

lung der Geschichte und Migrationsgeschichte (seit den 1970ern) der georgischen jüdischen Gruppen und der wissenschaftlichen und administrativen, sowjetischen, georgischen und israelischen Quellen zum Thema.

Die Arbeiten Johanna Stiglers sind empirisch deskriptiv, charakteristisch für beide Forschungsarbeiten ist der Blick auf die ethnischen Gruppen als ein "homogenes Ganzes", der teilweise etwas grobstrig und universalisierend wirkt. Trotzdem bieten die Darstellungen hervorragende Momentaufnahmen in starken Transformationen unterworfenen Forschungsfelder, das gilt ebenso für die Verwendung von Verwandtschaftsbezeichnungen bei den Svanen, wie auch für die georgischen Juden am Mexikoplatz. Somit bieten beide Abhandlungen ein reichhaltiges Vergleichsmaterial für weitere Auseinandersetzungen mit den fokussierten Gruppen und Prozessen. Exzellent ist die kritische aber nicht zensierende Kontextualisierung und Erschließung sowjetischer und georgischer Quellen und wissenschaftlicher Arbeiten zur Thematik für den deutschsprachigen Raum.

Abschließend bemerkt sei, dass auch die Danksagung der Edition eine interessante Momentaufnahme in das "who is who" der deutschsprachigen Kaukasiologie bietet, haben doch viele Spezialisten unterstützend ihr Wissen in die Publikation eingebracht. Madlen Pilz

Stoler, Ann Laura: *Along the Archival Grain. Epistemic Anxieties and Colonial Common Sense.* Princeton: Princeton University Press, 2009. 314 pp. ISBN 978-0-691-01577-4. Price: \$ 22.95

Ann Laura Stoler hat sich einen Namen als Forscherin der niederländischen Kolonialwelt im späteren Indonesien gemacht. Abwechselnd standen ihr bisher die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse der Plantagenwirtschaft vor Augen, die Beziehungen zwischen Herren und Untergebenen sowie die sog. Genderbeziehungen. Mit der Betonung der sozialen Binnenverhältnisse hat sie seit wenigstens zwei Jahrzehnten zu einer differenzierteren Sicht des Kolonialismus beigetragen. In dem hier vorliegenden Werk "Along the Archival Grain. Epistemic Anxieties and Colonial Common Sense" versucht sie auf einer sozialhistorisch kleinteiligen, mikrohistorischen Ebene das prekäre Gleichgewicht der kolonialen Machtverhältnisse vom Standort und Beobachtungspunkt eines besonderen Archivs aus zu entschlüsseln.

Der soziale Standort des Archivs ermöglicht besondere, ja geradezu ungeahnte Einblicke in das Innenleben einer Kolonialbürokratie in Java bzw. Niederländisch Ostindien von etwa der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts bis einige Jahre über 1900 hinaus. Bei Recherchen im Nationaal Archief von Den Haag (8 ff.) ist Stoler zufällig auf das private Archiv einer Familie im Kolonialdienst gestoßen. Von einem räumlich wie zeitlich stark begrenzten Rahmen aus, der von den Brennpunkten einer misslingenden Karriere akzentuiert wird, ergeben sich nicht nur detaillierte Ansichten einer sowohl familiär wie gesellschaftlich-elitär beschränkten Lebenswelt. Das historische Material verheißt vielmehr eine Gelegenheit, konkrete Verbindungen von den lokalen Herrschaftsver-

hältnissen und ihren Krisen über die regionalen bis zu den jeweiligen Zuständen eines weltweiten Kolonialsystems zu schlagen, das von den Kontroll- und Steuerungsbemühungen der europäischen Mächte lebt.

In diesem Kolonialarchiv mit seinen Papieren voller Informationen, Ereignissen und Einschätzungen der kolonialen Situation ist die Unruhe des kolonialen Macht-haushalts, die sich aus der falschen Beurteilung von Protesten und Widerständen der unterworfenen Bevölkerung ebenso sehr speist wie aus dem Gelingen oder Misslingen zu ergreifender Gegenmaßnahmen, endlich zur Ruhe gelangt. Dieses Archiv ist gleichsam das getrübe Periskop in dem sich nochmals ein Blick auf das Durcheinander von Gewissheiten, Vorurteilen, guten wie bösen Absichten, als auch den Ungewissheiten und Risiken werfen lässt, die den bürokratischen Vollzug der Kolonialherrschaft und ihre Spiegelung im Innenleben ihrer Repräsentanten begleitet haben.

Zwei einführende Kapitel (1. und 2. Kap.) begeben sich auf die Suche nach dem (epistemologischen) Kern kolonialer Herrschaftsweise. Kolonialer "common sense" und "social imaginaries" vor allem der dominanten Figuren der Kolonialgesellschaft Niederländisch Indiens – hier besonders Sumatras – verästeln sich in ein ideologisches Kraftfeld hinein, das besonders in den sozialen Klassifikationen zur Geltung kommt, die die beherrschte Gesellschaft in mehr oder weniger geachtete Statusgruppen unterteilen. In Sumatra wie auch anderswo hat sich die Kolonialherrschaft in einer immensen "Archivproduktion" niedergeschlagen. Von den Widersprüchlichkeiten der kolonialen Herrschaft in ständiger Unruhe gehalten, haben die in der Kolonialbürokratie produzierten Texte Spuren zu einem "Ungezagten" hin ausgelegt, das sich durch offizielle wie inoffizielle Kontexte wenigstens andeutungsweise erschließen lässt.

Die Grenzen kolonialen Wissens werden von den Unzulänglichkeiten des bürokratischen Apparats vorgezeichnet, der an den begrenzten Zugangsmöglichkeiten zu den Informationsquellen in der kolonialen Lebenswelt laboriert. Steht und fällt die eine Grenze der kolonialherrschaftlichen Handlungsfähigkeit mit den Schwankungen der Wissensgenerierung, so ist die andere von der Gebrechlichkeit des kolonialbürokratischen Personals bestimmt. Diese sind nicht nur von den Eigenheiten ihrer sozialen Einbildungskraft (*social imaginary*) geblendet, den blinden Flecken ihrer Ausbildung, der kolonialen Ideologie und den damit einhergehenden Klassifikationen, die die Beherrschten in ein Licht des Misstrauens und der Minderwertigkeit tauchen. Die Aufmerksamkeit und Wachsamkeit der Bürokratie orientiert sich jedoch besonders an dem Pegelstand der von den mehr oder weniger beunruhigenden Ereignissen eintreffenden Nachrichten, die praktisch-politische oder auch militärische Antworten dringend erforderlich machen. Dieser Pegel relativ beunruhigender Ereignisse spricht jeweils deutlich von der Solidität oder Brüchigkeit der Herrschaft über die Kolonisierten. Wenn man, so wie Stoler, "Ethnografie im Archiv" (31 ff.) treiben will – und nicht bloß Historiografie – muss man die diversen Gattungen archivalischer Papiere allerdings wie die Stimmen von Informanten be-

greifen lernen. Diese Stimmen halten nicht nur nachvollziehbare Aussagen bereit, sie stellen vor allem die Befürchtungen, Ängste, Erwartungen und Hoffnungen des kolonialen Personals bloß.

Die Ungewissheiten, die dem epistemologischen Apparat, der sich im Archiv verkörpert, einbeschrieben sind, werden an einem ebenso singulären wie bedrohlichen Ereignis demonstriert (3. Kap.). Es handelt sich um einen Protest im damaligen Batavia (Java) überwiegend weißer Mitglieder der Kolonialgesellschaft gegen die sozial diskriminierenden Beschränkungen bei der Ausbildung und Aufnahme in den Kolonialdienst (73 ff.). Abgesehen von den Ausbildungskosten, die wohl nur von den Privilegierten aufgebracht werden können, spielt dabei die langjährige Trennung der Kinder von den Eltern – sie müssen eine Hochschule im niederländischen Mutterland absolvieren – eine erhebliche Rolle. Irritierend ist, dass sich bei der Beurteilung des Ereignisses aus kolonialbürokratischer Perspektive die gewohnten sozialen Klassifikationsschemata, das soziale Imaginäre, als nicht zuverlässig erweist. Was ist davon zu halten, dass ausgerechnet „Weiße“, die sich als nichtprivilegiert, ja sogar arm herausstellen, gegen die Herrschaftsverhältnisse protestieren? Was ist von einer armen, teils randständigen Bevölkerungsgruppe zu halten, die schon damit begonnen hat, sich mit Teilen der Einheimischen zu vermischen und mit ihnen zusammen zu leben? Eine besonders heikle soziale Kategorie scheinen die „inlandsche kinderen“ (6 f., 36 f., 77 f., u. ö.) zu sein: Sie belegen die Willkür und Ambivalenz sozialer Kategorien, da sie (in den Augen der Bürokratien) die Nachkommen jener zweifelhaften europäischen Gruppe sind, die durch die soziale Nähe beweist, dass sie keine Scheu hat, sich auf das Niveau der Eingeborenen zu begeben. Was soll in Zukunft mit all den problematischen Gruppen der Kolonialgesellschaft geschehen? Wo können die kolonialen Beziehungen einen Halt – d. h. Stabilität und Legitimität – finden, wenn nicht in den Fragen der Erziehung und generell der Sozialreform? Mit steigender Sorge wird diese Entwicklung verfolgt und setzt eine Reihe bürokratischer Initiativen und Pläne in Bewegung.

Das koloniale Archiv ist erfüllt von den papierernen Spuren (*paper trails*; 24, 43) hitziger Debatten über die Rolle mancher Gruppen der Kolonialgesellschaft Indonesiens (4. Kap.). Die koloniale Bürokratie ist besorgt über die Spaltungen der Gesellschaft, die sich entlang den sozialen, religiösen und ethnischen Achsen entwickeln. Ein Ton von Besorgnis und Unruhe rührt sich in den schriftlichen Stellungnahmen zu den „inlandsche kinderen“, einer besonders auffälligen bzw. problematischen Gruppierung. In dem Grenzbereich zwischen „weißer“ und „eingeborener“ Gesellschaft angesiedelt wird die Beobachtung der Mischungsverhältnisse großgeschrieben und von einer kolonialen Charakterkunde der Trägheit und Frechheit widergespiegelt. Nach dem Vorbild europäischer Reformprojekte, die die Folgen von Armut und sozialer Abweichung (Devianz) bewältigen wollen, werden in Niederländisch Ostindien deren koloniale Varianten durchgespielt. Vor allem werden Erziehungs- und Schulprojekte innerhalb der Bürokratie entworfen, heftig diskutiert, teilweise

erprobt und dank mangelnden Erfolgs wieder verworfen. Denn werden die „inlandsche kinderen“ nicht immer mehr fordern und erwarten, als ihnen billigerweise zu steht? Kann man ihnen, die von der europäischen Norm abweichen, mit Hilfe der Schule und praxisorientierter Lehrpläne eine Haltung der Disziplin und Mäßigung beibringen, die es ihnen erlaubt, den ihnen gebührenden bescheidenen Platz in der Gesellschaft auszufüllen? Steht den Absolventen solcher Schulen überhaupt eine ausreichende Kapazität entsprechender Wirtschaftszweige gegenüber (124 ff.)? Schon das französische Vorbild „Met-tray“ hatte gezeigt, wie gering die Haltbarkeit solcher agrarromantischer Utopien in der kolonialen Wirklichkeit war (130 ff.).

Das in Europa gängige und dann auch nach Niederländisch Indien versetzte Konzept der Reform wird dort seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts nachdrücklich auf die Probe gestellt (5. Kap.). Die „Soziale Frage“ kommt letztlich auf den Willen hinaus, das Bestehende in Maßen zu ändern und die Möglichkeit, es zu erkennen, autoritär durchzusetzen. Die Erkenntnis sozialer Missstände offenbart sich durch offizielle Untersuchungskommissionen, die von europäischen Regierungen samt ihren kolonialen Abligern eingesetzt werden. Ein etatistisches Verfahren, das vom Geist sozialer Reformen beflügelt wird, scheint auch in den Kolonien Abhilfe für Armut und „sittliche Verdorbenheit“ zu versprechen. Den niederländischen Bürokraten wird allerdings auf schmerzliche Weise bewusst, dass Techniken wie Berichte, Gutachten, Fragebögen und Statistiken, die ein Bild von den aktuellen sozialen Brennpunkten vermitteln sollen, in einer Kolonie nicht in derselben Breite und Tiefe Anwendung finden können wie in Europa. Trotz dieser abträglichen Ausgangslage, in der das Wissen mehr und mehr durch Vermutungen ersetzt wird und die Chancen einer Problembewältigung dahin schwinden, werden mehrere Anläufe unternommen, Reformvorschläge vor allem pädagogischer Provenienz auszuarbeiten.

Das 6. Kapitel demonstriert die innere Brüchigkeit der Kolonialherrschaft an einer biografischen Fallstudie. Frans Carl Valck wird zu Beginn seiner Karriere im Kolonialdienst in den 1870er Jahren „stellvertretender Resident“ im Bezirk Deli an der Ostküste Sumatras. Er hat sich an den Konflikten zu bewähren, die immer wieder zwischen den europäischen Plantagenbesitzern und ihren (rechtlos gehaltenen) Arbeitern aufbrechen, er hat kriminelle Taten aufzuklären und Urteile zu sprechen, kurzum die kolonialen Rechtsverhältnisse durchzusetzen. Er scheitert schon an dem ersten großen Fall, der ihm vorgelegt wird: der Aufklärung eines Mordes an einem Plantagenbesitzer im Jahr 1876. Die kolonialen Zeitumstände und die Konsequenz seiner Untersuchung des Verbrechens beschwören Widerstände herauf, besiegeln seine Niederlage und führen im Gefolge des ihn begleitenden Rufes dazu, dass er wenige Jahre später den Kolonialdienst quittiert und sich in die Niederlande zurückzieht. Zu den schwierigen (von Stoler eingehend geschilderten) historischen Bedingungen gehören einerseits die Einbeziehung einer heterogenen Bevölkerung (u. a. Chinesen) in die Plantagenökonomie und die brutalen Arbeitsbedin-

gungen, andererseits das stille Einvernehmen zwischen der Kolonialbürokratie und den Plantagenbesitzern vor dem Hintergrund des Aceh-Krieges und der Nervosität des polizeilichen und militärischen Apparats angesichts zu erwartender oder fantasiertes Widerstände. Obwohl völlig von der Legitimität der europäischen bzw. niederländischen Kolonialherrschaft überzeugt, kommt Valck als deren offizieller Vertreter zu einem überraschenden Ergebnis: Dem rücksichtslosen, barbarischen Auftreten von Repräsentanten der europäischen Plantagenbesitzerklasse müsse irgendwann – so hier bereits geschehen – eine gewalttätige Reaktion der drangsalieren und rechtlosen Plantagenarbeiter entsprechen. Nicht in der Lage, die erwartete, eindeutige Schuldzuweisung zu formulieren und allmählich von seinen Vorgesetzten und Gönnern an der Spitze der Kolonialbürokratie in Stich gelassen, endet Valcks Aufstieg im Kolonialdienst in einer Sackgasse.

Im letzten, 7. Kapitel wird die personenbezogene Perspektive, das individuelle Profil des jungen Kolonialbeamten Valck verstärkend, fortgesetzt. Der restliche Lebensweg des im Kolonialdienst Gescheiterten wird zwischen versuchten und imaginierten Rehabilitationsprojekten einerseits und einer engen Vater-Tochter-Beziehung andererseits dank einer sich durch Jahre hindurch windenden Korrespondenz rekonstruiert. Diese räumlich auseinander driftenden Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sind ja möglicherweise typisch für die in das Kolonialsystem integrierten Familien, während die Korrespondenz sich aus intensiven Emotionen ebenso wie aus pädagogischen Ambitionen speist. Dieser Familienroman auf engstem emotionalem und imaginärem Raum lässt nochmals aus der Tiefe persönlichen Scheiterns die psychologischen Konturen der herrschenden Seite im Kolonialsystem hervortreten: die Suche nach Anerkennung und Prestige, die prekären Familienverhältnisse, die Ambivalenzen einer Sozialordnung, die um eine europäische Norm kreist, welche die verarmten „Weißen“, die „gemischten“ Nachkommen und die mit den Einheimischen fraternisierenden Europäer an den unteren Rand drängt, während die koloniale Elite sich in einer „imperialen Disposition der Missachtung“ (237 ff.) einschließt.

Mit der Wahl der Archivperspektive gelingt der Autorin der Aufweis, wie wichtig das Wissen über die Stabilität der sozialen Verhältnisse und wie beschränkt und brüchig im Gegenzug dieses Wissen allemal ist. Darüber hinaus wird erkennbar, wie sehr dieser Mangel an einer allseitigen Kenntnis und die daraus folgende Ungewissheit auf die Ausübung der Kolonialherrschaft zurückwirkt. Mehr noch wird deutlich, dass durch diese Lücke im Herrschaftswissen die Gefühle all jener freies Spiel erhalten, die durch ihre Funktionen in der Bürokratie an der Aufrechterhaltung des Kolonialsystems arbeiten.

Da der Text durchgehend zum Deskriptiven neigt und darin seine starken Seiten entfaltet, kann man sich fragen, wo denn eigentlich der theoretische Ort der Gefühle in dieser Dialektik von Wissen und Nichtwissen ist, die das koloniale System durchzieht. Auf der einen Seite wird vor allem in den einleitenden Worten ein Überangebot an theoretischen Formulierungen präsentiert, die das besondere Projekt Stolars mit Anleihen aus verschiedenen

humanwissenschaftlichen Disziplinen legitimieren sollen. Andererseits kommen in der Durchführung, d. h. in der Darstellung der aus den Quellen rekonstruierten Ereignisse und ihrer Zuspitzung auf mehrere Individual- und Gruppenperspektiven, diese theoretischen Einsichten zu kurz. Auf diese Weise hat sie ihr Ziel verfehlt, den bürokratischen Rationalitäten ebenso sehr wie den Gefühlen einen gleichwertigen, angemessenen Platz unter den Forschungen zur Kolonialherrschaft zu verschaffen.

Auf der andern Seite hat Stoler einen ungewöhnlichen Ort – das historische Archiv – gefunden, um das niederländische Kolonialsystem im Indonesien des späten 19. Jahrhunderts zu durchleuchten. Zugleich hat sie sich dem Risiko einer allzu idiosynkratischen Perspektive ausgesetzt, indem sie von einer einzelnen Person, ihrer Haltung in einer bedrängenden Situation, ihrer scheiternden Karriere und dem sich schließlich immer enger zusammen ziehenden Kreis ihrer familiären und persönlichen Beziehungen ausgeht. Indem Stoler mit einigem Erfolg einen Einzelfall in einer sich verdichtenden Landkarte aus kolonialem „common sense“, der „imperialen Disposition der Missachtung“ (des Anderen), einer Epistemologie der Ungewissheiten und der Durchkreuzung bürokratischer Rationalitäten durch Gefühlsauschläge verortet, kann dieser eine Fall zu einem symptomatischen werden. Ein Ansatz, an dem sich viele Fragen zur kolonialgeschichtlichen Innenwelt des späten 19. Jahrhunderts in Indonesien neu entzünden, sollte dann wohl auch in den Archiven anderer europäischer Kolonialmächte eine Fortsetzung finden können.

Hans Voges

Suzuki, Taku: *Embodying Belonging. Racializing Okinawan Diaspora in Bolivia and Japan.* Honolulu: University of Hawai'i Press, 2010. 257 pp. ISBN 978-0-8248-3344-2. Price: US \$ 47.00

This is the first book in English where one can learn the details of Bolivian Nikkei society and the dynamics of their ethnic identity. The term „Nikkei“ usually refers collectively to people of Japanese descent who now live overseas. Here, however, Taku Suzuki focuses on Okinawans – the majority of the „Japanese“ in Bolivia. In particular, the author analyzes how Bolivian Nikkei construct and reconstruct their ethnic identity within two levels of power relations: (1) the state level – among Japan, the United States, and Bolivia; and (2) the local level – among the island of Okinawa, the city of Yokohama, and the Okinawan-Bolivian diaspora community.

The issues of identity and social boundaries between Nikkei Latin Americans and Japanese in Japan became a serious concern in the 1980s when many „Issei“ (first-generation Japanese immigrants) and their children began going back to Japan to work for long periods of time. These so-called *dekasegi* (temporary overseas) workers found that doing even menial manual labor in Japan could yield yearly incomes many greater than they could find in South or Central America. The Brazilian *dekasegi* migratory worker situation in Japan – and the resulting various ethnic problems – have been examined in a number of excellent recent studies: e.g., Lesser (Negotiating National